

Ein Basler Schlüsselroman?

Autor(en): Ernst Jenny
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1947

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/f90f3745-f7bf-4579-b269-5e44bffe3b65>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Ein Basler Schlüsselroman?

Von Ernst Jenny

Am 8. Juni 1945 ist nach längerer Krankheit *Hermann Stegemann* in Merligen am Thunersee gestorben. Geborener Rheinländer, aber mit dem Elsaß, wo er entscheidende Jugendjahre verbrachte, innig verwachsen, hat er nach frühreifen belletristischen Anfängen sich hier in Basel als Journalist seine Sporen geholt; 1901 aus dem deutschen Staatsverband gelöst, ist er hier Bürger geworden, nachdem er an den «Basler Nachrichten» unter seinem ersten Chef, «Gotti» Wackernagel, und dem greisen Stefan Born die ersten Schritte als politischer Leitartikler tun gelernt hatte. Von diesem autodidaktischen Literaturgelehrten mit dem abenteuerlichen Bildungsgang, zu dessen Publikumskolleg es nur so strömte, weil er noch lebendig von seinem Zusammentreffen mit H. Heine in Paris zu erzählen wußte, hat Stegemann wohl die anmutige Leichtigkeit sprachlicher Formung übernommen. Hierher ist er an die erneuerten «Basler Nachrichten» nach einem kurzen Gastspiel an der Berliner «Gartenlaube» zurückgekehrt, und von hier aus erwachsen die ersten durchschlagenden Erfolge des Schriftstellers mit seinen Elsässer Romanen «Daniel Junt» und «Die als Opfer fallen». Das war zur Zeit, da die sog. Heimatkunst Frenssenscher Observanz die große und eine zeitlang als heilsam empfundene Mode war. Das Elsaß schien damit durch Stegemann vertreten: im ersten Roman, stofflich und der Fabel nach irgendwie dem neuen Pitaval verpflichtet, war da ein Einzelschicksal aus Charakter und Umwelt herausgewachsen, aber als Romanfigur ganz aus dem eigenen Innern geschöpft; im zweiten war Kleinstadtwelt, altdeutsches und elsässisches Wesen gezeichnet, eine Umwelt, an der der jugendliche Held zu-

grunde geht. Auch mit dieser Geschichte schien der Verfasser mitten in einer Zeitströmung zu treiben: Schülertragödien und Entwicklungsromane standen in Blüte. Daß es sich aber bei ihrem Verfasser um eine Erzählerkraft handelte, der es um mehr und um Ernsteres ging, haben wohl die wenigsten gefühlt; die wenigsten haben gesehen, daß ein kulturgeschichtlich-politisches Problem in der Tiefe ruhte, das Elsaß-Problem. Es ist erst nach Jahren in den «Krafft von Illzach» handgreiflich an die Oberfläche getreten. Hier läßt der Verfasser das Volksschicksal sich spiegeln in Adel und Bourgeoisie; von zwei Kulturen befruchtet, hin- und hergeworfen, befindet sich der Elsässer wie «Korn zwischen zwei Mühlsteinen»; die Ehe eines Deutschen mit einer Elsässerin legt die Konflikte bloß, die die Familien entzweien und die Herzen brechen. Diesen Kampf hat Stegemann von Jugend auf erlebt und ihm Jahre seines Schaffens gewidmet. Die Schilderung davon gehört zu den fesselndsten Partien seiner Lebenserinnerungen; man bekommt den Eindruck, keiner blicke dem «schillernden, unruhigen, widerspruchsvollen» Elsässer, den die Geschichte zum Frondeur geschaffen, und der doch der natürliche Vermittler zwischen deutschem und französischem Wesen sein könnte, so tief ins innerste Herz und fühle so lebendig mit, wie er um sein Eigenleben ringt, als Stegemann. Das war wohl auch Eindruck und Glaube des Statthalters Grafen von Wedel, der ihm öfter Gelegenheit gab zu schrankenlos vertraulicher Aussprache.

Von diesen Erstlingen kurz etwas zu sagen schien deshalb geboten, weil hier schon die spätere weitausgreifende Entwicklung zum historischen Politiker angedeutet ist. Unter der Romanhülle glost eine stärkere Glut; sie hatte schon während der Berliner Monate alles am Wege liegende bloß Literarische verzehrt.

Auf seinem Lebensweg, der, nur von außen her betrachtet, etwas Unstetes aufweist, hat Stegemann stets triebhaft innerstem Drängen nachgegeben. Spürbar waltet ein schicksalhafter Zug. Die nächsten Jahre sehen ihn als

Kurkommissär in Badenweiler; die Aufgabe dort reizte ihn als solche; zudem hoffte er für seine kränkelnde Gattin vom Kurort Genesung. Nach einem nochmaligen Versuch, an der «Basler Zeitung» Fuß zu fassen, zog es ihn nach dem Bodensee, wo er eine eigene Zeitung demokratischer Richtung leitete, und nach J. V. Widmanns Tod an den Berner «Bund». Dort haben seine strategischen Berichte während des ersten Weltkriegs bald die reichsdeutschen Blicke, und nicht nur diese, auf sich gezogen — im satirisch aufgelegten Basel sprach man bald vom «Strategemann» —, und dann schien es, als ob er über dem Beruf erst seine Berufung entdeckt habe; immer ernstlicher vergrub er sich in kriegsgeschichtliche, ja man darf wohl sagen kriegsphilosophische Studien, was ihm schließlich eine Geschichtspröfessur in München eintrug. Daneben hat die dichterische, auch autobiographische, Schriftstellerei nie ganz geruht, nur daß die Gesichtspunkte höhere wurden, wie er schon zur Basler Zeit die herkömmliche persönliche «Poeterei» abgestreift und auch, bescheiden genug, seine Theaterdichtungen nur als «dramaturgisch gezügelte Temperamentsausbrüche» gelten lassen wollte, die als Allotria ruhig vom epischen Fluß seines Lebens durften fortgetragen werden. Seine Bücher ergeben eine stattliche Reihe; die gehaltvollen «Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit» (1930), ein starker Band von 500 Seiten Lexikonformat, bedeuten eine geschichtliche Fundgrube bleibenden Wertes. So zwingt schon rein äußerlich zur Bewunderung, was für ein gewaltiges Lebenswerk der von viel körperlichen Leiden Geplagte seiner zarten Konstitution abgerungen hat. Trotz allen reichsdeutschen Bindungen ist aber die Schweiz Stegemanns geliebte Wahlheimat geblieben. Er hat ihr durch Beratung verschiedener hoher Stellen in den kritischen Jahren wertvolle Dienste geleistet und die Treue gehalten.

Zu der Botschaft des Bundesrates an das Schweizervolk vom 1. Oktober 1914 hat er sich in jedem Worte be-

kannt; er fühlte sich dorthin gehörig, wo er dem Ideal seiner unabhängigen Lebensführung und seiner Auffassung vom Wesen der Freiheit in sozialer Gebundenheit und demokratischer Volksgemeinschaft am nächsten gekommen war, «dort, wo die Mutter meiner Kinder und diese selbst als Schweizer geboren waren und ich als Schweizer unter Schweizern lebte».

Stegemanns *Tätigkeit in der Schweiz und für die Schweiz* und seine noch späterhin ausdrücklich bezeugte *Verbundenheit mit unserer Stadt* rechtfertigen es trotz seiner nie verleugneten Abstammung also wohl, daß von einem seiner *Romane* die Rede sein darf, der in der Rückschau auf Basel geschrieben worden ist. Es handelt sich um das 1910 erschienene Romanwerk «*Kreisende Becher*». Der Zusammenbruch eines Zeitungsunternehmens mit anschließendem, weite Kreise ziehenden Vermögensturz, ein Eisenbahnunglück vor den Toren der Stadt, dazu einige greifbar deutlich geschilderte Gassen, Gäßchen und Plätze — das genügte, einen Harst schnellfertiger Beurteiler auf den Plan zu rufen, die sofort die Etikette «Ein Basler Schlüsselroman»! zum Aufkleben in der Hand bereithielten. Damit stand auf einmal wieder das Thema zur Diskussion, das im literarischen Leben seit Jahrzehnten je und je wieder auftaucht, die Gemüter bewegt und selten zu allseitiger Befriedigung zu Boden geredet wird. Was es im Falle Basel und Stegemann damit auf sich hat, sollen die folgenden Erwägungen erweisen; Thema und Inhalt, vor allem aber Entstehung und Aufbau des Werkes sollen durch die Selbstzeugnisse und brieflichen Mitteilungen des Schöpfers ihr Licht erhalten. Dabei wird sich zeigen, daß eben jeder Leser nach Anlage und Erfahrung, besonders aber Leser-Erfahrung und Reife, das vom Dichter Vermittelte verschieden erlebt; wie dieselbe Melodie auf verschiedenen Instrumenten ganz verschieden tönt und doch dieselbe bleibt.

* * *

Der Inhalt des Romans soll nicht aufgerollt werden; lediglich das Gerüst der Begebenheiten will ich in größten Zügen umreißen. Die «Kreisenden Becher» tragen die Geschichte eines temperamentvollen, hochbegabten und willensstarken Politikers vor, der, selbst aus niedrigem Stande, eine Tochter aus einer der ersten Familien der Stadt zur Frau gewonnen hat. Er leitet eine demokratische Zeitung, wird mit ihr und durch sie Haupt der demokratischen Partei, bringt das alte Adelsregiment im Rate zu Fall und ist im Begriffe, seinen Wirkungskreis auch auf die umgebende Landschaft auszudehnen; da rafft ihn ein Eisenbahnglück jäh dahin. Der Frau, die ihm alles opferte und an seiner Seite seelisch gedarbt und gesellschaftlich gehungert hat, weil nur seinem Werk Zeit und Kraft und all sein Sein gehört hat, ist die Größe seiner Persönlichkeit und Idee eben erst aufgegangen, als sie ihn verlor; in erst jetzt mächtig aufquellender Liebe reicht sie dem schwächeren Bruder die Hand, um das Werk ihres nachträglich vergötterten Wilhelm den Kindern zu retten; doch der weniger befähigte Nachfolger in Haus und Geschäft ist dem Ansturm eigensüchtiger Parteigänger und krisenerfüllter Zeitläufte nicht gewachsen; so wenig die zweite Ehe einfach die glatte Fortsetzung der ersten sein kann, so wenig kann man das Lebenswerk eines andern einfach übernehmen; halb gewollt, halb durch tückischen Zufall findet Gotti den erlösenden Tod im Rhein, nachdem eine Aussöhnung mit der feindlichen Familie der Frau das Aergste des Ruins hat abwenden können.

Es liegt im natürlichen Gang der Dinge, daß der zweite Teil gegen den ersten an Interesse etwas abfällt; im ersten steht der Leser im Bann der impulsiven Willensnatur des Gründers; im zweiten werden die Geschehnisse vom Scheinkönigtum des Erben und Nachfolgers nicht gelenkt, sondern ihrem zwangsläufigen Fortgang überlassen. Durch einige kräftige Romanwürzen wird die Spannung festgehalten. Aber es zeugt für den Ernst der erfindenden Gestaltung, daß sie nicht von außen herangetragen werden.

Mehr noch: hätte Stegemann nur einen landläufigen Roman schreiben wollen, so hätte er ihn mit dem Tode Wilhelms abschließen können. Aber es ging ihm um die tragende *Idee* des Ganzen, die im Titel angedeutet ist. Nach den flüchtigen Andeutungen über Inhalt und Aufbau muß nun von dieser *Idee* die Rede sein und davon, wie, der Rohstoff der Fabel einmal gefunden, sich diese Idee an deren Verlauf verwirklichen ließ, wie aus dem Leben Motiv an Motiv sich schloß gleich den einzelnen Teilen bei einem Kristallisationsprozeß. Das ist nur natürlich bei einem, den es nach Pausen des Stagnierens plötzlich überfiel und explosionsartig zum Hervorbringen drängte, der lebte, um zu erleben, und erlebte, um zu gestalten und im Gestalten Schöpferglück und Beruhigung zu finden. All das hat mit feinem Spürsinn für das literarisch Wertvolle und zugleich geschäftlich Aussichtsreiche sein Berliner Verleger gewittert und ihn mit der nämlichen buchtechnischen Ausstattung an die Seite einer Clara Viebig gerückt, deren Bücher damals so neuartig wirkten als marktgängig waren.

Während der Basler Zeit habe ich eine Zeitlang sozusagen Wand an Wand mit Stegemann gewohnt und der Geburt seiner Elsässer Romane aus nächster Nähe beigewohnt, beileibe nicht als Berater oder auch nur klinisch geschulter Adept; er hatte sich für die Vorlesung einzelner Teile meine Zuhörerschaft erbeten; ich sollte Publikum sein und er eine erste Wirkung an mir erproben, auch das noch mit schlechtem Gewissen meinerseits. Damals schon hatte ich den Eindruck, daß ihm gewisse Lebensprobleme zu schaffen machten; deutlich steht mir noch eine flüchtige Szene vor Augen, wie er gedankenverloren am Zünder der Gaslampe herumfingerte und im Zusammenhang mit dem eben Besprochenen sagte: «Der Sinn des Lebens ist nicht darin!» Damals hätte ich schon ahnen können, mit wie heißem Herzen er von dem grausamen Recht der Dichter Gebrauch machte, seine Probleme aus dem eigenen Erleben zu schöpfen. An den «Kreisenden

Bechern» sollte ich überdeutlich erkennen, was mir seine Briefe nur kurz sagten. In Badenweiler hat er seine innig-geliebte erste Gattin zur Ruhe gebettet. Die Summe seines bisherigen Lebensgewinns und -verlusts zog er in einem schmalen Bändchen Gedichte «Vita somnium breve»; darin findet sich die schöne Elegie «Versunkenes Land», und darin erscheint zum erstenmal das Motiv vom Becher des Lebens,

«Der mir des Lebens Bitternis versüßte,
Wenn er in meines Weibes Hand mich grüßte» . . .

Die Leere zu füllen und sich und seinen Kindern wieder Halt und Stütze zu geben, hat er eine zweite beglückende Ehe geschlossen. Der Becher kreiste. Ein neues Motiv: Kann eine zweite Ehe einfach die Fortsetzung der ersten sein? Das Leben bringt dem Einzelnen Aufgaben, ohne zu fragen, ob er ihnen gewachsen sei. Wie, wenn er vorzeitig daraus geholt wird? Ist sein Werk ein Erbe, das weiterkreist? Nun ist der Rohstoff der Fabel da: Stegmann will ja in Basel miterlebt haben, wie eine Frau den Bruder ihres ersten Gatten heiratete, und wie der zweite am Werk des Bruders, und mit ihm das Werk, zugrunde ging. Aus ihren Charakteren, ihren Irrtümern und ihrer Politik machte er seinen so gefundenen Gestalten in umschaffender Phantasie, einen Einzelfall ins allgemein Menschliche erhebend, ihr Schicksal. So ungefähr hat sich der Dichter später mir gegenüber selber zur Entstehungsgeschichte seines Romans geäußert. Für den mehr passiven Helden des zweiten Teils hat ihm zugestandermaßen sein erster Chef Modell gestanden, wenigstens in den groben Konturen; vom Inhaber des wirklichen Unternehmens spricht er in den Lebenserinnerungen mit höchster Anerkennung; aber der aktive Held Wilhelm des Romans ist gleichwohl *nicht* sein Abbild; der Wilhelm ist des Dichters Schöpfung aus seinem eigenen Innern, wie *der Daniel Junt; einmal der Einzelne gegen alle, dann über allen.*

Das Thema — zugleich der Titel des Buches — von den kreisenden Bechern ist so zu verstehen, wie es der Held nach den Ratswahlen vom Balkon des Zunfthauses herab dem Volk der Wähler angedeutet und später seinen Parteigenossen, als sie ihm zur Erinnerung daran einen silbernen Becher schenkten, näher ausgeführt hat; der Becher ist Symbol für das Parteiprogramm; er hat bisher «nur am Ehrentisch der Geschlechter gekreist, jetzt soll er reihum gehen bis an den letzten Mann auf der letzten Bank». Kämpfen soll man, daß «der Becher sich jedem fülle mit der Würze des Lebens, bis der soziale Ausgleich alle vereinigt» . . .

Wie steht es nun mit dem *Basler Schlüsselroman*?

Außer dem Rohstoff der Fabel, dem Aufstieg einer demokratischen Partei mit der Blütezeit ihres Blattes und dessen Zerfall nach dem Ausscheiden der Seele des Unternehmens, sind zweifellos eine ganze Menge Basler Reminiszenzen verwertet; aber weder im *Persönlichen* noch im *Tatsächlichen* deckt sich St's Zeichnung mit der Wirklichkeit des Basler Zeitungswesens und der Parteiverhältnisse. Um das Münster herum wohnen wohl vornehme Leute; mit der Fähre fährt der Held hinüber nach dem kleineren Stadtteil, wohin er seine aristokratische Frau ihrem klügelhaften Kreise entrissen hat; deutlich ist der Fischmarkt gezeichnet; von ihm führt das Gäblein hinauf auf den alten Berg, wo die kleinen Leute wohnen; vom Münchensteiner Eisenbahnglück, das mit erstaunlicher Kraft und erschütternder Anschaulichkeit geschildert ist, war schon die Rede. Das Münster aber ist nicht das Basler, viel eher das Straßburger Münster, obwohl es unmittelbar über den Rhein versetzt ist. Der hat doch wohl ein Recht, seine Rolle zu spielen, denn: «durch mein ganzes Leben rauscht der Rhein», so heben die Lebenserinnerungen an. Das Rathaus ist dasjenige von Mülhausen; für den alten Aristokraten Tobias in seiner herzlosen ständischen Verkrustung stand ein Colmarer Herr Modell — ich folge auch hier den persönlichen Mit-

teilungen des Dichters —, für den raschen politischen Aufstieg zeichnet ein um die Jahrhundertwende bekannter Straßburger Bürgermeister; Basler und Mülhauser Motive der politischen Geschichte und sozialen Entwicklung sind zu einem neuen Ganzen verwoben; alle diese Erinnerungen, zum Teil absichtlich deutbar gehalten, um Lokal- und Zeitfarbe zu geben, rühren aber nicht an die inneren Fragen; als Ganzes ist die Geschichte nicht einfach lokalisiert, sondern stilisiert, die gemeine Deutlichkeit der Dinge verwischt. Das haben hüben und drüben voreingenommene Leser nicht begriffen, weil sie nur die stofflichen Dinge addieren. Als der Zweitdruck in der «Neuen Straßburger Zeitung» erschien, hieß es am Ort, der Roman sei an manchen Stellen als *Straßburger* Roman nachzuweisen!

Das belegt vorderhand einmal eines: wie *komplex* und *schwer zu fassen* das Problem des Schlüsselromans an sich ist; und zum andern, daß die Stilisierung im vorliegenden Falle offenbar nicht gleichmäßig gelungen ist. Auch war die zeitliche Entfernung von erkennbaren Vorlagen und Modellen noch nicht groß genug, daß nicht so und so viele, dem Autor unterm biographischen und psychologischen Aspekt nahestehend, ihm leicht in die Karten sehen zu können vermeinten.

Damit sind wir schon mit einem Fuß auf das Feld der *Kritik* geraten. Diese hat später, als das erzählerische Werk abgeschlossen vorlag, Stegemann nachsagen können, seine Eigenart beruhe auf der geschickten Verknüpfung von psychologischer Feinmalerei mit Vorliebe für die Nachbarschaft des Kriminalistischen. Wie schon angedeutet, ist das im 2. Teil der «Kreisenden Becher» zu abstoßenden Vorkommnissen und grellen Effekten gesteigert, wohl mit Berechnung, aber nicht nach dem Geschmack anspruchsvollerer Leser. Daß z. B. die aristokratische Heldin einem einst abgewiesenen, jetzt ebenfalls deklassierten Verwandten-Liebhaber fast zur Beute wird, das scheint mit der tiefaufwühlenden Liebe zu ihrem Mann, die

sie als köstlichsten Besitz aus seinem Verlust gerettet hat, nicht leicht zusammenzureimen. Aber Stegemanns Frauengestalten haben meist heißes Blut. Und eben: was an guten und weniger guten Eigenschaften die Vertreterin einer alten, schon etwas dekadenten Familie als Erbmasse in ihrem Blut mitbekommen hat, das scheint unausscheidbar. Und auch hier hat der Dichter vom Recht, aus eigenem Erleben und Beobachten zu schöpfen, Gebrauch gemacht. Die spät zerbrochene Ehe seines Vaters mit der qualvoll langen Vorgeschichte des Bruchs hat auf das Leben des Sohnes einen Schatten gelegt, aus dem herauszutreten ihm auch bis in die spätern Mannesjahre nie mehr ganz hat gelingen wollen. Daher der Ernst und die grübelnde Schwere da, wo er als Gestaltender an die tiefsten Geheimnisse ehelicher Gemeinschaft rühren muß, Fluch und Segen früher Jugenderfahrung so unlöslich vereinend.

In den Lebenserinnerungen erwähnt der Verfasser nur jene Romane, die vom elsässischen Problem erfüllt oder vom elsässischen Volkstum getragen sind; die «Kreisenden Becher» sind nicht einmal in der Rückschau auf die Basler Zeit erwähnt. Darin mag Selbstkritik liegen. Vielleicht aber auch ein Zeichen, wie weit für seine Altersrückschau dieser Roman und alles, was ihn einst dazu angetrieben hatte von Basler und andern Erinnerungen und Stimmungen, schon dahinten lag und wie sehr nur mehr an der Peripherie dessen lagernd, was seither sein Eigentlichstes geworden. Es mag darin auch etwas liegen von Schillers strenger Erkenntnis, daß der Romanschriftsteller doch nur ein Halbbruder des Dichters ist.

* * *

Der Vorwurf «Basler Schlüsselroman» hat also nur *sehr* bedingte oder wenig Berechtigung. Das Werk und sein Verfasser rücken damit an die Seite einer ganzen Reihe literarischer Erscheinungen, um die einst noch viel heftigere Kämpfe entbrannt und viel mehr Federn in Bewegung ge-

setzt worden sind. Entschieden über ihr Fortleben hat noch stets, ob das Zeitbedingte ins Ewigmenschliche hinaufgehoben war; mit dem Abflauen der Sensation muß beim bloßen Schlüsselroman auch das Interesse bald erlöschen. Da reizt es den historischen Betrachter, dem es bei seinem Geschäft nicht bloß um Feststellung und Beschreibung literarischer Tatbestände geht, sondern auch um das arg vernachlässigte Gebiet der Ergründung der Wirkung und Aufnahme durch das Publikum, Stegemanns Roman mit den bekanntesten und markantesten Werken der Vergangenheit zu konfrontieren und an solchen zu zeigen, was, als Schlüsselroman verdächtigt, sich vom Verdacht reinwaschen konnte, und was als wirklicher Schlüsselroman endgültig von der Geschichte in das literarische Kuriositätenkabinett verwiesen worden ist. Ein lehrreiches Kapitel! Lehrreich insofern, als es zeigt, wie auch hier die Lehren der Geschichte dazu da sind, von allen laut im Munde geführt und ebenso rasch vergessen zu werden.

(Auch das Basler Schrifttum der jüngsten Vergangenheit hat solche Blüten getrieben; ich lasse gern die Hände davon und wende mich lieber bedeutenderen Erscheinungen der Vergangenheit zu.) Ich nenne zuerst den Meister des Zeitromans ein halbes Jahrhundert vor Stegemann, *Friedrich Spielhagen*. Bei allem Abstand an Talent, Größe, Können und Reichweite der Vorwürfe hat Stegemanns literarische Physiognomie und schriftstellerisches Schicksal viel Aehnlichkeit mit dem alten Achtundvierziger und seinen *«Problematischen Naturen»*. Nach eigenem Bekenntnis waren dessen Herzens- und Freundschaftsverhältnisse die Quellen, aus denen er seine Kenntnis der Menschennatur schöpfte. Sein Bestreben war, den Zusammenhang von Individuum und Gesamtheit, kurz die Bedeutung des Milieus, zu erfassen. Richtmaß war ihm, was Schiller in den Sprüchen des Konfuzius nach *«Breite und Tiefe»* fordert; strenge Objektivität war sein Ziel, hinter der er mit seinem eigenen Urteil ganz zurücktreten wollte. Geschöpft hat er

aus Jugendeindrücken, die in Vorpommern und Rügen wurzelten; der erste Teil entstand in Leipzig, der zweite in Hannover. Das ist bemerkenswert: keine örtliche oder zeitliche Nähe hinderte also an der rein phantasiemäßigen Verarbeitung des Stoffes. Wie war die Wirkung? Sie ging in die Tiefe wie in die Breite. Mit «gewaltig» ist nicht zu viel gesagt, wenn man die Stimmen so kritischer Köpfe wie Hanslick oder Fritz Mauthner anhört; ja der junge Nietzsche sprach in einem Brief an seinen Freund C. v. Gersdorff von «Goethescher Kraft und Anschaulichkeit». (Siehe Hs. Henning «Fr. Sp.» Leipzig, Staackmann 1910.) Und die Breite! In Vorpommern und auf Rügen gab man Namenverzeichnisse herum für die vermeintlichen Urbilder der Spielhagenschen Gestalten; Reisen nach den Schauplätzen des Romans kamen in Schwang; pommersche Junker wollten in ihrer Entrüstung sogar die Auflage aufkaufen. Eine bezeichnende Geschichte erzählt der Greifswalder Dichter Georg Engel. In seiner Knabenzeit habe man in seiner Vaterstadt in einer besonders stattlichen Baronin das Urbild von Spielhagens Heldin Melitta erkennen wollen; aus Gesprächen zu Hause hätten er und seine Kameraden das aufgeschnappt und hätten die Dame mit dem Gejohl «Melitta! Melitta!» verfolgt. — So nachhaltige Wirkung war aber auch nur möglich zu einer Zeit, wo eine bedeutende Neuerscheinung viel seltener war und noch keine Bestseller sich in atemloser Aufeinanderfolge jagten und sich gegenseitig totschlügen.

Viel eher als die «Problematischen Naturen» muß der nächste Roman des erfolgreichen Erzählers als Schlüsselroman angesprochen werden. «*In Reih und Glied*» schildert unter leichter Hülle *Lassalle* und seine Bewegung; er ist der Vorläufer der heute bei Deutschen wie Franzosen gleich beliebten biographie romancée. Schonungsloser freilich haben die Münchener Romane der achtziger und neunziger Jahre bekannte Erscheinungen ihrer Zeit und Stadt greifbar erstehen lassen und das häusliche Leben vielgenannter Persönlichkeiten ans Licht gezerrt.

Ihr berüchtigtster Vorgänger reicht aber zurück in das Jahrzehnt vor Spielhagens Auftreten. An ihm möchte ich zeigen, was ein ausgewachsener Schlüsselroman ist, und wie das Recht des Romanschreibers, aus dem Leben zu schöpfen, zum brennendsten Unrecht mißbraucht werden kann.

Im Jahre 1854 erschien zu Hamburg in der Agentur des Rauhen Hauses ein dreibändiges Werk mit dem Titel «*Eritis sicut Deus*» — *Ein anonymes Roman*. Der Titel ist die erste Hälfte des bekannten Spruches der Schlange nach 1. Mose 3, 5 und lautet nach der Version der Vulgata vollständig... «*Scientes bonum et malum*», eben der Spruch, den in der Schülerszene von Faust I. Mephisto dem Scholaren ins Stammbuch schreibt. Es ist ein tüchtiges Stück Arbeit, sich durch diese 3 Bände mit insgesamt 1600 Seiten durchzufressen, und die, welche die Ausdauer dazu heute noch aufbringen, aufbringen müssen, werden an den Fingern einer Hand zu zählen sein. Damals war es anders. Man hat Zeugnisse dafür, daß das Werk in gewissen Kreisen reißend Absatz fand und eifrig gelesen wurde. Das allein schon ein Beweis, daß es sich um eine Tendenzschrift handelte, die die Gemüter mächtig erregte, daß es galt, für oder wider Partei zu ergreifen.

Der weitschichtige Inhalt kann hier natürlich nur nach seinem Kunstziel angedeutet und knapp charakterisiert werden. Da die landläufigen Literaturdarstellungen meist nicht mehr zu bieten haben als die allgemeinsten Feststellungen, sei, wer Genaueres vom Inhalt wissen will, ohne sich der mühsamen Lektüre zu unterziehen, auf den gehaltvollen Vortrag von *Al. Em. Biedermann* verwiesen, den der Kenner der ganzen literarisch-philosophischen Zeitlage 1867 auf dem Rathause zu Zürich über den «Religiösen Roman» gehalten hat; man kann noch heute jedes Wort der Darstellung und Beurteilung unterschreiben. (In «Ausgew. Vorträge und Aufsätze», mit biogr. Einl. von J. Kradolfer. Berlin, Georg Reimer. 1885. S. 51 ff.)

Der Hauptheld ist ein sympathischer junger Dozent

für Philosophie und Aesthetik, ganz aufgehend in der neuen Lehre und im Bestreben, reinere und höhere Anschauungen in die verhockten Zustände der Heimat hineinzutragen. Seine junge Frau will er um jeden Preis von ihrem primitiven Glauben weg und auf seine höhere Stufe bringen. Er erhält eine Professur. In seiner Antrittsrede erklärt er dem Pietismus offen den Krieg. Die biblizistischen Kreise machen gegen ihn mobil. Er wird abgesetzt und für einige Zeit in ein Schulamt gesteckt, gibt es aber auf, um eine Professur in der Schweiz anzutreten, und landet schließlich als Politiker am Frankfurter Parlament, nachdem er mit seiner Seelenknierei die Frau in romantische Herzenswirren, in geistige Umnachtung und endlich in einen vorzeitigen Tod getrieben hat.

Um diese Hauptgestalt herum sind eine ganze Anzahl Anhänger der neuen Philosophie geschart, ein alter Theologe, ein Philosophieprofessor, ein Literat mit seiner schönen Frau, einer berühmten Sängerin, ein die letzten materialistischen Konsequenzen für derben Lebensgenuß ziehender Materialist — er geht als Falstaff — ferner starkgeistige Weiber, halbüberzeugte Mitläufer — eine bunte Gesellschaft, die mit der Ausbreitung der Lehre und im Zusammenhang mit den Ideen des Vormärz, der deutsch-katholischen Bewegung, den Sonderbundsnachrichten aus der Schweiz, immer suspekter wird. Dem entsprechend gestaltet sich der äußere Verlauf der Begebenheiten. Hat man sich im ersten Band noch gefreut an manchen feinen ästhetischen Exkursen über Malerei, Musik, Poesie, an geistvollen Auseinandersetzungen über Philosophie und Religion, an zarten Enthüllungen des religiösen Frauengemüts, so kommt es im Verlauf nun immer dicker mit zerrütteten Ehen, freien Verhältnissen, gefälschten Briefen, anonymen Sendungen, vielsagenden Bildern. Ursprünglich schöne gesellschaftliche Veranstaltungen als lebende Bilder, Leseabende u. dgl. werden mißbraucht zu gefährlichen Experimenten mit verliebten Herzen, oder schlüpfrigen Maskenfesten; das Zersetzende

der neuen Lehre zeigt sich grell in dem grausamen 13. Kapitel des 3. Bandes, wo der Philosoph stundenlang sein gemütskrankes Weib mit Erörterungen über das Heilsame der reineren Religion martert. List und Arglist, Witz und Aberwitz füllen in keckem Ballspiel aus dem Vorrat Hegelscher Ausdrucksweise von «Idee», «Begriff», «absolutem Geist» ganze Kapitel; die rein romanhaften Ingredienzien werden immer ordinärer, von Zweikampf und Entführung bis zur Verwendung vergifteter Pasteten — es soll sich zeigen, ob der Besenkte etwas merke, weil ja doch Gott *im* Menschen sei! — ja bis zu dem gemeinsamen Konkubinat eines Vaters und seines Sohnes.

Geschickt sind Oertlichkeiten und Persönlichkeiten getarnt; nichts paßt auf ein Urbild ausschließlich; gleichgültige Züge sind mit allzu lebensechten gepaart. Trotzdem hat man in Tübingen und Stuttgart die abkonterfeiten Vorgänge mit Sicherheit festgestellt. Man erkannte in den Zerrbildern voll von böswilligem Unverstand und Fanatismus unschwer die Gestalten von Fr. Th. Vischer, Ed. Zeller, Ferd. Chr. Baur, D. Fr. Strauß und Agnese Schebest; Falstaff konnte Feuerbach sein. Von allen ihren privaten Umständen, besonders den Eheverhältnissen und dem unordentlichen Haushalt da und dort wußte das kleine Tübingen genug.

Die Absicht war klar, das Vorgehen durchsichtig. Die Philosophie Hegels und die seiner Nachfolger, der Junghegelianer, sollte verantwortlich gemacht werden für alle Verirrungen und Auswüchse des Zeitalters. Es sollte gezeigt werden, wohin eine rein ästhetische Weltanschauung führe, ein Kultus des Genius, eine Religion, die keinen andern persönlichen Gott anerkennen wollte als den im Menschen zum Bewußtsein kommenden, eine Sittlichkeit, die Gut und Böse nur in dialektischem Spiel ineinander umschlagender Wechselbegriffe der Weltentwicklung gelten ließ. Alles in scheinbar genauester Vertrautheit mit Hegelschem Denken und Hegelscher Terminologie, doch ohne zum Kern zu dringen, mit oberflächlichen Verdre-

hungskünsten, aber alles aus heiliger Sorge um die wahre Religion! «Das Unternehmen, diese Geschichte zu schreiben, kam nicht aus menschlichem Kitzel, sondern aus höherem Anregen . . .» heißt es am Schluß!

Heute noch, nach bald hundert Jahren, erkennen wir beim Lesen die geistesgeschichtlichen Bewegungen und ihre Träger; wieviel mehr mußten die zeitgenössischen Leser merken, wer und was gemeint war! Eine aus engherzigster religiöser Intoleranz geborene tendenziöse Schmähschrift, das ist es; ein «literarischer Giftmordversuch», wie es Biedermann formuliert.

Und jetzt braucht es auch nicht mehr vieler Worte, um den grundsätzlichen Unterschied zwischen dem «Basler» Roman und diesem waschechten Schlüsselroman zutun. Ein Eisenbahnunglück, ein Zeitungsunternehmen, genau abgemahte Gäßchen und Plätze, ja leidenschaftliche politische Parteikämpfe können überall hingehören; geistesgeschichtliche Vorgänge wie Vischers Habilitationsrede, seine Absetzung, seine Berufung nach Zürich, dazu die Eigenart aller persönlichen und Ehe-Verhältnisse, das mußte trotz allen Hüllen und z. T. blöden Verkleidungen auch einem nur wenig Eingeweihten keine Rätsel mehr aufgeben.

Ein Rätsel blieb anfänglich die Autorschaft. Dann wurde bekannt, der Verfasser sei ein schwäbisches Fräulein, Wilhelmine Friederike Gottliebe *Canz.* Ueber ihre Lebensumstände wissen auch die neuesten literaturgeschichtlichen Darstellungen nichts zu berichten; so ist man einzig auf die paar Angaben in den neueren Auflagen von Brümmers Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts angewiesen. Darnach ist die 1815 geborene Verfasserin die Tochter des Hornberger Stadt- und Amtsarztes, lebte mit der verwitweten Mutter eine Zeitlang in Tübingen, dann bei einem älteren pfarrherrlichen Bruder, stand der Frauenschriftstellerei ursprünglich pessimistisch gegenüber und hat nach der Abfassung ihres Romans mit der Veröffentlichung noch lange

Jahre gezaudert und sich, wieder erst nach Jahren, zur Verfasserschaft bekannt in einer Schrift «Aufschlüsse über Eritis sicut Deus». Sie ist als Vorsteherin der ersten Landesbildungsanstalt für Kleinkinderlehrerinnen 40 Jahre tätig gewesen und erst 1901 gestorben, nachdem sie noch ein zweibändiges Werk «Gibt es einen lebendigen Gott? Antwort mit Zeugnissen» in ihrem 9. Lebensjahrzehnt veröffentlicht hatte. Leider sind zurzeit weder die genannten «Aufschlüsse» noch das religiöse Werk hier aufzutreiben; sie würden uns Bemerkenswertes zu sagen haben über Persönlichkeit und Bildung der Verfasserin. So ist man ausschließlich auf stilistische Kriterien angewiesen, d. h. auf Rückschlüsse, die sich aus der Schreibweise auf die Persönlichkeit ziehen lassen. Darnach hat man es zu tun mit einer ungewöhnlich gescheiterten Frau von großer Begabung, starkem Einfühlungsvermögen, reichen künstlerischen Einsichten, einer Persönlichkeit, die, nach den zitierten Schriftstellern, ganz auf der Höhe der Zeitbildung steht, jedoch frei ist von jeder weiblichen Scheu; beredt in der Sprache Kanaans, aber fanatisch; launisch und inkonsequent in der Zeichnung ihres Helden. Alles Dinge, die schon Biedermann zu seinem summarischen Urteil führten: «Wo ein Weib in Unweiblichkeit umschlägt, da schlägt es auch recht um. Das Weib liebt größer und reiner, wird aber, wo es einmal zu hassen anfängt, auch kleinlicher, giftiger, häßlicher hassen.» In der Tat scheinen auch die frommen Sprüche in wenig frommer Absicht angebracht. Und noch eines, was Biedermann hervorhebt: Der Charakter einer starkgeistigen Intrigantin, die vor keinem Mittel für die Zwecke ihres Hasses zurückschreckt, ist in der Zeichnung so überzeugend gelungen, daß der Leser unter dem Eindruck steht und bleibt, die Verfasserin habe nur in ihr eigenes Innere hinabzulauschen brauchen.

Was Biedermann aber übersehen hat oder übersehen wollte, scheint mir ganz böse: derselben Verfasserin, die nicht scharf genug die ehegefährlichen Tendenzen der

modernen Philosophie geißeln kann, passiert der liebe Regiefehler, ihre Heldin, nachdem sie den Kinderglauben wiedergefunden hat, sterben zu lassen nicht etwa mit dem brennenden Wunsch, ihrem Gatten nochmals die Hand zu reichen, sondern sterben zu lassen Hand in Hand mit dem, der sie einst fast zu Fall gebracht hätte, nur weil er jetzt ihres Glaubens, d. i. ganz orthodox geworden ist!

* * *

In dem Roman «Eritis . . .» hat man es also mit einem geradezu «klassischen» Fall eines Schlüsselromans zu tun; seine Unzweideutigkeit ergibt sich aus der Verwertung geistesgeschichtlicher Einmaligkeiten und der darein verwickelten Personen, und alles im Verein mit einer handgreiflichen Tendenz. Daneben schrumpfen die angefeindeten Züge des Basler Romans zusammen zu fast zufälligen Aehnlichkeiten. Aber wie in der medizinischen Welt die «klassischen» Fälle nach neuesten Forschungsergebnissen, beimischungsfrei und mit allen Hauptsymptomen wohl ausgebildet, beinahe Glücksfunde sind, so auch in der Literatur. Darum gilt es, bei Verdachtsmomenten mit aller Behutsamkeit und Zurückhaltung im Urteil zu untersuchen. Denn daß es «ein wunderbares Zusammentreffen der Phantasie mit der Wirklichkeit bis in ganz kleine eigentümliche Einzelheiten hinein» gibt, hat schon ein Gotthelf gewußt und in der Einleitung zu seinem Roman «Herr Esau» belegt mit einem Beispiel aus dem ersten Teil seines «Anne Bäbi Jowäger»: über die Begegnung Anne Babis mit der Zyberlihogerbäuerin im Kriegstetter Bade, einem reinen Phantasieprodukt, sei er zur Rede gestellt worden, «wer ihm diese Begebenheit, welche bis in Einzelheiten hinein, Mistgülle, Hosenwaschen etc. in Kriegstetten sich zugetragen, überschrieben habe». Und er knüpft daran die eindringliche Ermahnung, dem Verfasser nicht Bosheiten zu unterschieben, an die er nicht gedacht habe, und zu bedenken, «daß im besonderen Zusammentreffen ein sonderbares Spiel herrsche»; seine

Schriften seien eine Art Zauberspiegel, in dem jedes Auge Bekanntes schaue, aber jedes Auge anderes. —

Das neugierige Schnüffeln an Werken der Erzählungskunst, die fast schadenfrohe Befriedigung, wenn es gelingt, den Schleier der Dichtung nur an einem Endchen zu lüften, liegt nun einmal tief in der menschlichen Natur. Das war schon immer so. Und hat auch vor den ehrwürdigsten Leistungen der Größten nicht haltgemacht. Und hat sich erst noch Wunder was gewußt mit dem übergeworfenen Mäntelchen wissenschaftlicher «Forschung». Auch dafür zum Schluß noch ein Münsterlein. Als Goethe sein herrliches Epos «Hermann und Dorothea» in die Welt hinausgelassen hatte, dessen Schauplatz er absichtlich unbestimmt irgendwo in der Nähe von Rhein und Neckar gedacht haben wollte, mußte er sich über den törichten Lokalisierungseifer der Leser ärgern, «als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige (Stadt) zu denken». (Zu Eckermann, 27. Dez. 1826.) Vor der Ausarbeitung hatte er einmal auf einer Reise im Meiningschen Pößneck — heute an der Linie Saalfeld-Gera gelegen — Mittagsrast gehalten und sich für eine anzulegende Chaussee und den Plan, den Stadtbach zu überdecken, interessiert. Auf diese Notiz gründete im Jahr 1907 der Amerikaner Ch. J. Kullmer seine Untersuchung «The scene of Hermann und Dorothea», mit dem Ergebnis: Pößneck ist Schauplatz der Dichtung; dort gab es von je einen «goldenen Löwen», eine «Engelapotheke»; Weinberge waren auch dort, und — merkwürdig! — zur Goethezeit hatte dort ein Brand gewütet, und das Bild des Pfarrers paßte schön auf den damaligen Ortsgeistlichen Ch. Gottlob Bulle. Nur schade, daß ein Urenkel des Pfarrers in der Beilage zur «Münchener Zeitung» bald hernach alle diese Zusammenhänge prompt und a limine ablehnte!

* * *

Die Nachricht vom Ableben H. Stegemanns hat den Anstoß zu vorstehender Studie gegeben. Eine ganze kleine

Welt aus jener Zeit vor vier Jahrzehnten wurde damit wieder heraufbeschworen; Bilder froher Tage und längst vergessen geglaubte liebe Schatten stiegen auf, da mich blutigen Anfänger der erfahrene Schriftsteller und gewiegte Zeitungsmann in die Geheimnisse der Berichterstattung über Theateraufführungen und literarische Gegenstände einführte, nicht schulmeisterlich lehrend, sondern freundschaftlich und väterlich führend, brauchbare Winke erteilend. So ergab sich von selber die Nötigung zu dankbarer Erinnerung. Sie mag um so eher im Basler Jahrbuch eine Stelle finden, als der Mann in jener ratlosen Zeit nach dem Theaterbrand so manches entschlossene Wort in die Diskussion über den Wiederaufbau hingeworfen hat, um mit Umkehrung des bekannten Satzes den Unschlüssigen zu zeigen, daß, wo ein Weg sei, auch ein Wille sein müsse. Dann habe ich das wohlverwahrte Bündel seiner Briefe wieder durchstöbert und blieb gefesselt stecken in den Auslassungen über sein Romanschaffen, besonders denen über sein angefeindetes Sorgenkind, die «Kreisenden Becher». Ich nahm den Band wieder vor, um mit der ruhigen Aufmerksamkeit des Alters das Für und Wider zu erwägen. Das führte von selber in die historische Betrachtungsweise hinein. So ist in Verknüpfung scheinbar wenig zusammenhängender Dinge die Studie mit dem Fragezeichen entstanden; ihre Ergebnisse mit den dazu führenden Ueberlegungen dürfen vielleicht auch bei Lesern des Basler Jahrbuches auf Interesse und Teilnahme rechnen.